

Ersteinst  
wöchentlich einmal  
in  
Zürich (Schweiz).  
Verlag  
der  
Verlagsbuchhandlung  
Göttingen-Zürich.  
Postsendungen  
franko gegen franks  
Gesundliche Briefe  
nach der Schweiz kosten  
Doppelporto.

# Der Sozialdemokrat

Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie.

Abonnements  
werden bei allen Schweizerischen  
Postämtern, sowie beim Verlag  
und dessen bekannten Agenten  
entgegengenommen, und zwar zum  
voraus zahlbaren  
Bezugspreis von  
Fr. 2 — für die Schweiz (Kontant)  
Mit 3 — für Deutschland (Kontant)  
fl. 1.70 für Oesterreich (Kontant)  
Fr. 2.50 für alle übrigen Länder des  
Weltpostvereins (Kontant).  
Inserate  
die bezugsfreie Zeitzeile  
25 Cts. — 20 Pfg.

№ 43.

Donnerstag, 23. Oktober.

1884.

**Avis an die Abonnenten und Korrespondenten des „Sozialdemokrat.“**  
Da der „Sozialdemokrat“ sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich verboten ist, bezw. beschlagnahmt wird und die dortigen Verleger sich alle Mühe geben, unsere Verbindungen nach jenen Ländern möglichst zu erschüttern, resp. Briefe von dort an uns und unsere Zeitungs- und sonstigen Expeditionen nach dort abzulassen, so ist die Lokale Postkarte im Postverkehr notwendig und auf seine Beachtung zu achten. Die Briefmarken über den wahren Namen und den wahren Wohnort zu setzen, sowie den Inhalt der Sendungen zu kassieren, und letztere dadurch zu kassieren. Hauptforderung ist hierzu einzufügen, daß unsere Freunde so weit als möglich an den „Sozialdemokrat“ resp. dessen Verlag selbst adressieren, sondern sich möglichst an irgend eine unbeschädigte Adresse außerhalb Deutschlands und Oesterreichs wenden, welche sich dann mit uns in Verbindung setzt; andererseits aber daß auch die Lokale Postkarte unverzüglich zurückgeschickt werden. In zweifelhafte Fälle empfiehlt sich behufs größter Sicherheit Rücksendung. Soweit an uns liegt, werden wir gern weiter Mühe nach Reisen streuen um trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten den „Sozialdemokrat“ unseren Abonnenten möglichst regelmäßig zu liefern.

## Parteigenossen! Vergesst der Verfolgten und Gemäßigten nicht!

### Arbeiter und Konservative.

Liberalen Blätter funkerten in den letzten Wochen vielfach mit Berichten, in denen es hieß, daß die Sozialdemokraten in diesem oder jenem Wahlkreise bei den Stichwahlen für den konservativen Kandidaten stimmen würden. Dahin soll sich der Kandidat unserer Partei in Stettin geäußert haben; auch in Kassel soll diese Absicht proklamiert worden sein.  
Wir halten diese Berichte für nichts als elende Wahlmänner, darauf berechnet, uns bei dem oppositionell gestimmten Theil der Wählererschaft als Bismarck's Handlanger zu verdächtigen. Wie sollte ein Berliner Ausgewiesener, wie Prietz, dazu kommen, für ein Mitglied der Partei zu stimmen, welche nicht nur unter allen Umständen für Verlängerung des Sozialistengesetzes eintritt, sondern auch sonst den Arbeitern alle ihre politischen Rechte, Koalitionsfreiheit u. s. w. zu verkümmern trachtet? Es ist das absolut undenkbar.  
Für die Stichwahlen ist für unsere Partei der Beschluß des Kopenhagener, bezw. Weydener Kongresses maßgebend, der da lautet:

„Bei Stichwahlen, wo Kandidaten unserer Partei nicht in Frage kommen, empfiehlt die Partei den Genossen im Allgemeinen **Wahlenthaltung.**“  
Unbedingte Wahlenthaltung wollte der Kongress nicht vorschreiben, weil er den Genossen für ausnahmsweise Verhältnisse nicht ein für allemal die Hände binden wollte.  
Die Ausnahmen aber, die hiernach die sozialdemokratische Wählererschaft veranlassen könnten, bei Stichwahlen zwischen Gegnern der Partei Stellung zu nehmen, können nie den Konservativen, Nationalliberalen und ähnlichen Reaktionen zu Gute kommen.

Es wird zwar von den Agitatoren dieser sauberen Koalition gerne behauptet, daß, wenn sie uns auch politisch schroffer gegenüberstehen als die Liberalen, sie uns doch wirtschaftlich näher ständen als diese.  
Das ist aber eitel Spiegelschmeichelei.  
Die Herren sind auf wirtschaftlichem Gebiete ebenso die Feinde der Arbeiter als auf politischem. Sie stehen uns auch in dieser Beziehung um kein Haar breit näher als die Liberalen. Denn wenn sie auch gleich uns den wirtschaftlichen Liberalismus bekämpfen, so ist damit auch Alles erschöpft, was nach irgend welchem Vergleichungspunkt aussieht. Sowohl Motive dieses Kampfes, als auch die Ziele desselben sind verschiedene, direkt entgegengesetzte. Wir kämpfen im Interesse der Arbeiter, sie im Interesse der Ausbeuter; wir wollen das heutige Ausbeutungssystem beseitigen, sie wollen es verewigen, die Arbeiter durch Gesetze an die Scholle, an die Fabrik binden; wir wollen den Arbeitern die Bewegungsfreiheit erst zur Wahrheit machen, sie wollen ihnen auch das bischen davon nehmen, das sie heute noch haben; wir wollen selbstbewußte, vorwärts strebende Arbeiter, sie unterwürfige, zufriedene Knechte; wir wollen durch Solidarität zur Gleichheit, und in der Gleichheit zur Freiheit, sie wollen durch Privilegien die Ungleichheit und die Unterdrückung sanktionieren.

Wollten wir, wenn auch aus verschiedenen Motiven, in irgend einer Beziehung dasselbe, dann hätte ein zeitweises Zusammengehen noch einen Sinn, wir wollen aber auf allen Gebieten das Entgegengesetzte — wie kann da von einem Zusammengehen auch nur einen Augenblick die Rede sein?  
Nun gibt es allerdings Schlämmer, die da sagen: Gemiß, das ist ja Alles ganz richtig, Konservative und Sozialdemokraten sind Feinde, verhalten sich zu einander wie Feuer und Wasser, aber — ohne aber geht es da nicht! — ein eifriger Feind ist besser als ein falscher Freund, und wenn die Konservativen die Sache auf die Spitze treiben, recht so! — um so eher kommt die Entscheidungsschlacht — ergo, Sozialdemokraten stimmt für Konservative!

Schon im Jahre 1877 pfliff uns der konservative Agitator Tiney in Berlin (der Herr kämpfte damals unter national-liberaler Maske) diese Melodie. „Woju noch die Fortschrittspartei zwischen uns und Ihnen?“ rief er aus, „stimmen Sie für uns — es handelte sich um die Stichwahl zwischen Klob und „unferm“ Fockenberg, für den damals die „Norddeutsche“ die Trommel schlug — und Sie haben den Kampf vereinfacht.“ Natürlich wurde er mit Hoßn heimgeschickt.  
Und in der That, nichts abgeschmackter als diese Theorie. Was zunächst die „ehelichen Feinde“ anbetrifft, so bedauern wir, den braven Konservativen dieses Zeugnis nicht ausstellen zu können. Wie sie im gewöhnlichen Leben sehr viel von ritterlicher Gesinnung und christlichem Edelmutz saßen, dabei aber

geringer als der schmutzigste Börsenjobber auf den Profit ausgehen, so sind sie in politischer Beziehung ganz schoske, hinterlistige, durch und durch verlogene Vursche, die den Arbeitern in's Gesicht schmeicheln, um sie desto mehr über's Ohr zu hauen. Niemand behauptet, daß die Liberalen unsere Freunde sind, sie sind unsere Gegner, so gut als die Konservativen, und suchen wie diese unsere Stimmen durch allerhand Manöver zu fangen; daß die Konservativen aber ehrlicher als jene verfahren, ist entschieden falsch.  
Wer hat das ehrliche Wort Sozialismus gefälcht, wer unter der Firma Sozialreform seine schmutzigen Sonderinteressen verfolgt? Die Konservativen!  
Man lasse uns daher mit den „ehelichen Feinden“ in Ruhe! Die Theorie vom „vereinfachten Kampf“ ist eigentlich zu faden-scheinig, als daß man darüber noch ein Wort verlieren sollte. Dieser Kampf wird kommen und soll kommen, aber zu seiner Zeit, als Produkt der gesellschaftlichen Entwicklung, wenn die Verhältnisse soweit gediehen sind, daß wir die Chancen des Sieges haben. Gerade darum sind wir Sozialisten gegen alle Maßregeln, welche die wirtschaftliche Entwicklung verlangsamten. Und nun sollten wir in dem Wahn, diesen „vereinfachten Kampf“ ohne seine Voraussetzungen durchzuführen zu können, just den Leuten das Rad in die Hand spielen, welche um jeden Preis die wirtschaftliche Entwicklung aufzuhalten bestrebt sind? Das hieße selbst dazu beitragen, daß die Stunde der Befreiung hinausgeschoben werde.

Wohl mög ich, daß die Herrschaft der Reaktionen zu gewaltsamen Zusammenstößen führe, aber welchen Vorteil hätten wir Sozialdemokraten davon? Wir hätten wiederum von vorn anzufangen!  
Um aber in uns keinen Zweifel aufkommen zu lassen über ihre guten, ehelichen Absichten, wählen die Reaktionen jetzt gegen das allgemeine Wahlrecht, fordern sie Verlängerung der Verfassungsperiode im Interesse der „Ruhe und Ordnung.“ Es sei zuviel, alle drei Jahre die Bevölkerung durch die Wahlagitation aufzuregen. Natürlich. Was wir am Wahlkampf schätzen, verabscheuen sie: die Agitation, die Erörterung der Verhältnisse in Staat und Gesellschaft, die politische Erziehung des Volkes — Alles ist vom Uebel und muß beseitigt werden. Zudem ist es sehr fatal, alle drei Jahre Versprechungen machen zu müssen, die man nicht hält. Das kann nicht gut enden.  
Genug.  
Wo wir das Thema anpacken, stoßen wir auf unvereinbare Gegensätze. Mögen daher die Arbeiter im Kampfe mit den Liberalen noch so unliebsame Erfahrungen machen, nie darf sie die Entrüstung soweit treiben, für einen Konservativen zu stimmen. Sie werden da stets noch schlimmer ankommen — ganz abgesehen davon, daß es von wenig Selbstziehung zeugt, für einen Mann zu stimmen, der seinen „guten Freund“ — den Arbeiter — mittelst eines niederträchtigen Ausnahmengesetzes inebelt.

Wenn die Konservativen bei Stichwahlen zwischen uns und den Liberalen gelegentlich für unseren Kandidaten stimmen, so ist das von ihrem Standpunkt aus ganz in der Ordnung; man kann ihnen daraus keinen Vorwurf machen, denn es gehört zu ihrem System. Sie müssen Alles daran setzen, zu verhindern, daß die deutsch-freistänige Partei Siege gewinnt, denn die Deutsch-freistänigen sind heute unter Umständen regierungsfähig. — daher der Rohn.  
Wenn aber Sozialdemokraten für Konservative stimmen, so schlagen sie damit sich selbst in's Gesicht, so begehen sie politischen Selbstmord. Das Interesse der Arbeiter erheischt, daß die national-liberal-konservative „Mittelpartei“ im nächsten Reichstag um keinen Preis die Mehrheit erlange.  
Wir wissen, daß unsere Genossen im Reich gar nicht daran denken, ihre schlimmsten Feinde in die Hände zu spielen, aber selbst den Verdacht wollten wir nicht auf ihnen ruhen lassen.

## Die neue Schrift von Fr. Engels,

auf welche wir in einer früheren Nummer bereits hinwiesen, ist nunmehr erschienen. Wir halten es daher für unsere Pflicht, unseren Lesern in kurzen Umrissen den wesentlichen Inhalt derselben vorzuführen.  
Die Schrift betitelt sich: „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats.“ Im Anschluß an Lewis H. Morgan's Forschungen. Es war, wie Engels in der Vorrede mittheilt, kein Gerünger als Karl Marx, der sich vorbehalten hatte, die Resultate der Morgan'schen Forschungen im Zusammenhang mit den Ergebnissen der von Marx und Engels angestellten materialistischen Geschichtsunter-suchungen darzustellen, „und dadurch erst ihre ganze Bedeutung klar zu machen.“ Leider ward er durch den Tod daran verhindert, aber in seinem Nachlasse fanden sich auch die von ihm angefertigten Auszüge aus Morgan, welche mit gelegentlichen kritischen Glossen. Unter Zugrundelegung dieser Auszüge nun hat Engels sich an die Durchführung der Arbeit gemacht, die Untersuchungen Morgan's durch die Ergebnisse seiner Spezialstudien über die Urgeschichte der Celten und Deutschen noch bereichert, die geschichtlichen Abschnitte über Griechenland und Rom erweitert, die ökonomischen Ausführungen, die bei Morgan für seinen Zweck hinreichen, neu bearbeitet, und so bietet uns die jetzt vorliegende Schrift eigentlich die Arbeit dreier Denker: Engels, Marx und Morgan.

Ueber die Bedeutung der Erfindungen brauchen wir unseren Lesern gegenüber kein Wort mehr zu verlieren, dagegen dürften einige Worte über die Persönlichkeit Morgan's wohl am Platze sein.  
L. H. Morgan, der vor einigen Jahren gestorben ist, war ein amerikanischer Gelehrter, welcher sich das Studium der ursprünglichen menschlichen Gesellschaften zur speziellen Aufgabe gemacht hatte. Er hatte zu diesem Zweck mehr als ein Menschenalter unter den noch jetzt im Staat New-York ansässigen Indianern zugebracht und war sogar in einen ihrer Stämme (den der Senecas) adoptirt worden.  
„An die vierzig Jahre“, schreibt Engels, „hat er mit seinem Stoff gerungen, bis er ihn vollständig beherrschte. Darum aber ist auch sein Buch („Ancient Society“) eines der wenigen epochemachenden Werke unserer Zeit.“

Dies vorausgeschickt, lassen wir nunmehr zunächst die von Karl Kautsky in der „Newyorker Volkszeitung“ gegebene Zusammenfassung der Entdeckungen Morgan's folgen.  
„Drei große Entdeckungen sind es, welche die Morgan'schen Forschungen epochemachend erscheinen lassen: erstens die Ordnung der menschlichen Vorgeschichte nach verschiedenen Kulturstufen; zweitens die Erforschung der ursprünglichen Familienform; drittens die Darlegung des Ursprunges und der Bedeutung der Gattungsverfassung.“  
Was auf Morgan ist die Urgeschichte ein ziemlich unterschiedenes Chaos gewesen. Alles, was nicht der modernen Kultur angehörte, wurde als „Wilder“ in einen Topf geworfen, und alle Wilden galten unterschiedlos als Belege für die unwürdigen Zustände des Menschen. Da nun bei den Wilden die verschiedensten Formen der Familie, Ehe und dergleichen sich vorfinden, hatte Jeder, der über die Urgeschichte schrieb, welcher Ansicht er immer auch huldigen mochte, reiche Gelegenheit, Belege für dieselbe aus der Völkertunde zu entnehmen. In diese Konfusion hat Morgan Ordnung gebracht dadurch, daß er ein Schema der Kultur-entwicklung entwarf, nach welchem es verhältnismäßig leicht ist, jedem Volk seinen Platz in der Rangordnung der Kultur anzuweisen. Die Grundlage dieser Eintheilung bildet die Produktion der Lebensmittel.  
„Denn“, sagt Morgan, „die Geschicklichkeit in dieser Produktion ist entscheidend für den Grad menschlicher Ueberlegenheit und Naturbeherrschung; von allen Wesen hat nur der Mensch es bis zu einer fast unbedingten Herrschaft über die Erzeugung von Nahrungsmitteln gebracht. Alle großen Epochen menschlichen Fortschrittes sollen, mehr oder weniger direkt, zusammen mit Epochen der Ausweitung der Unterhaltungsquellen.“  
Auf die Eintheilung dieser Epochen, Wildheit, Barbarei, Zivilisation, mit ihren Unterstufen, näher einzugehen, würde uns zu weit führen. Wir müßten da das ganze erste Kapitel wiedergeben.  
Die zweite große Entdeckung von Morgan ist die der ursprünglichen Familienformen. Sie beruht auf seiner Entdeckung des klassifikatorischen Verwandtschaftssystems.

Der Wehrzahl der Leser der „Volkszeitung“ dürfte dieses gänzlich unbekannt sein, und doch waren es Bewohner des Staates Newyork, bei denen es Morgan zuerst fand: die daselbst ansässigen Indianer. Die einfache Form des klassifikatorischen Verwandtschaftssystems aber herrschte — soweit unsere Kenntnisse reichen — auf Hawaii. Alle Geschwisterkinder gelten da ohne Ausnahme als Brüder und Schwestern, und jeder betrachtet alle Geschwister seiner Eltern ebenfalls als seine Eltern. Die Verwandtschaftsbezeichnungen sind noch Bezeichnungen von Generationen. Dies von dem unferigen so verschiedene Verwandtschaftssystem läßt sich nun dadurch erklären, daß innerhalb der ersten gesellschaftlichen Einheit, dem Stamm, ursprünglich vollstän-dige geschlechtliche Freiheit herrschte und die Abstammung der Kinder nicht beachtet wurde. Und einen solchen Zustand müssen wir in der That als Ursprung annehmen. Das hawaiische Verwandtschaftssystem setzt indeß voraus, daß ein Fortschritt stattgefunden habe, daß die Geschlechtsfreiheit beschränkt worden auf die Mitglieder der gleichen Generation, und daß die geschlechtliche Verbindung zwischen Eltern und Kindern nicht mehr vorkam. Da aber ein Stamm um so gesunder und kräftiger sein mußte, je mehr die Inzucht aus ihm verbannt war, so wirkte nach Morgan der Einfluß der natürlichen Juchwahl dahin, die ursprüngliche Geschlechtsfreiheit immer mehr einzuschränken. Nachdem die Ehen zwischen Eltern und Kindern aufgehört hatten, begannen auch die Ehen zwischen Geschwistern allmählig immer seltener zu werden, bis sich die Ausschließung der Geschwister aus dem Kreise der Geschlechtsfreiheit ergab. Ein Mädchen und dessen Schwestern konnten sich nunmehr mit allen Männern verbinden, nur nicht mit den Brüdern von derselben Mutter; es ist klar, daß Anfangs nur die Abkammung von der Mutter in Betracht kommen konnte. So bildeten sich innerhalb des Stammes Gruppen, innerhalb denen Geschlechtsfreiheit herrschte, andererseits mußten sich jetzt aber auch aus diesen Gruppen verschiedene Blutsverwandtschaftskreise herausentwickeln, innerhalb welcher der geschlechtliche Verkehr ausgeschlossen ist. Eine Reihe von Frauen (Schwestern) und eine von Männern, die nicht deren Brüder waren, bildeten eine Ehegruppe. Dieselbe Reihe von Frauen sammt ihren Brüdern und leiblichen Kindern bildeten einen Blutsverwandtschaftskreis, innerhalb dessen die Ehe ausgeschlossen war. Dieser Blutsverwandtschaftskreis war die Gens. Die Zugehörigkeit zur Gens wurde nach der Abstammung weiblicher Linie bestimmt. Der Gatte mußte stets einer anderen Gens angehören als die Frau.  
Ursprünglich war der Stamm die einzige gesellschaftliche Einheit gewesen. Innerhalb des Stammes gab es keinerlei Unterschiede. Mit der Gens tritt die erste Unterabtheilung des Stammes auf. Innerhalb der Gens selbst aber bildet sich allmählig die Paarungsfamilie, die also nicht Ausgangspunkt der menschlichen Entwicklung, sondern eine verhältnismäßig spät auftretende historische Erscheinung ist.  
Die Paarungsfamilie entstand großentheils unter dem Einflusse sich mehrender Ehen, so daß für die Gruppenesben bald kein Raum mehr war. Aber der aus der Gruppenesbe sich entwickelnde Blutsverwandtschaftskreis, die Gens, behielt noch lange die Oberhand über die Familie, innerhalb deren auch die mütterliche Abstammung galt, so daß die Kinder der Mutter gehörten. Die Paarungesbe war auch eine äußerst lose.

Bedeutung bekam die Einzelfamilie erst mit der Entstehung des Vixtenlebens. Die Stellung des Mannes wird dadurch eine erhöhte, indeß die der Frau herabsinkt. Was dahin waren Mann und Weib innerhalb des Stammes gleich und frei, jeder Herr innerhalb des ihm zugewiesenen Kreises. Es ist eine der absurdesten, aus der Aufklärung des 18. Jahrhunderts überkommenen Vorstellungen, sagt Engels,

„das Weib sei im Anfang der Gesellschaft Skavin des Mannes gewesen. Das Weib hat bei allen Wilden und allen Barbaren der Unter- und Mittelstufe, theilweise noch der Oberstufe, eine nicht nur freie, sondern hochgeachtete Stellung. . . Die Dame der Zivilisation, von Scheinbildungen umgeben und aller wirklichen Arbeit entfremdet, hat eine unendlich niedrigere gesellschaftliche Stellung als das hart arbeitende Weib der Barbarei, das in seinem Volk für eine wirkliche Dame (lady, frowa, frau, gleich Herrin) galt und auch eine solche ihrem Charakter nach war.“

Das wurde anders, als die technische Fortschritte die Zählung des Viehs und die Einführung der Sklaverei ermühten. Der Haushalt gehörte in der Paarungsfamilie der Frau, die Werkzeuge des Erwerbes aber waren Eigentum des Mannes. Jetzt wuchsen diese plötzlich mächtig an, wurden zu Reichthümern, indes der Haushalt der Frau derselbe blieb. Damit wuchs auch die soziale Stellung des Mannes und seine gesellschaftliche Macht: eine Revolution erfolgte, in der das Weib unterlag. An Stelle der Abstammung in weiblicher Linie trat die Erbfolge in männlicher Linie. Das Weib wurde die Skavin des Mannes: die Monogamie, die Wangsache, hielt ihren Einzug, mit der Monogamie aber auch naturnotwendig Prostitution und Ehebruch. Die Männer hatten den Sieg über die Weiber errungen, aber die Krönung übernahmen großmüthig die Befiegten. Neben der Einzelhe und dem Fettersismus\*) wurde der Ehebruch eine unvermeidliche gesellschaftliche Einrichtung — verpönt, hart bestraft, aber ununterdrückbar. Die sichere Vaterhaft der Kinder beruhte noch wie vor höchstens auf moralischer Ueberzeugung, und um den unbilligen Widerspruch zu lösen, dekretirte der Code Napoleon, Art. 312: das während der Ehe empfangene Kind hat zum Vater den — Ehemann. Das ist das letzte Resultat von dreitausend Jahren Einzelhe.“ (Engels.)

Aber bereits zeigen sich die Elemente der Auflösung der alten Wangsache, der Monogamie, und des Uebergangs zu einer Eheform, welche der alten Paarungsehe ähnelt, aber höher steht als diese in Folge der inzwischen erlangenen individuellen Geschlechtsliebe.

Bei den Eheschließungen der Bourgeoisie spielt diese noch eine untergeordnete Rolle. Bei ihr wird die Ehe durch die Eheverträge und die Klassenlage der Betheiligten und ist insofern stets Konventionsehe“, sagt Engels, und er fährt fort: „Wirkliche Regel im Verhältnis zur Frau wird die Geschlechtsliebe und kann es nur werden unter den unterdrückten Klassen, also heutzutage im Proletariat — ob dies Verhältnis nun ein offiziell konfessionirtes oder nicht. Hier sind aber auch alle Grundlagen der klassischen Monogamie beseitigt. Hier fehlt alles Eigentum, zu dessen Bewahrung und Vererbung ja gerade die Monogamie und die Männerherrschaft geschaffen wurden, und hier fehlt damit auch jeder Antriebe, die Männerherrschaft geltend zu machen. Noch mehr, auch die Mittel fehlen; das bürgerliche Recht, das diese Herrschaft schützt, besteht nur für die Besitzenden und deren Verleher mit den Proletariern, es kostet Geld und hat deshalb arbeitslos keine Geltung für die Stellung des Arbeiters zu seiner Frau. Da unterscheiden sich ganz andere persönliche und gesellschaftliche Verhältnisse. Und vollends zeitdem die große Industrie die Frau aus dem Hause auf den Arbeitsmarkt und in die Fabrik verjagt hat und sie oft genug zur Ernährerin der Familie macht, ist dem letzten Rest der Männerherrschaft in der Proletariatswohnung aller Boden entzogen — es sei denn etwa noch ein Stück der seit Einführung der Monogamie eingerissenen Brutalität gegen Frauen. So ist die Familie des Proletariats keine monogamische im strengen Sinne mehr, selbst bei der leidenschaftlichen Liebe und festesten Treue Beider und trotz aller etwaigen geistlichen und weltlichen Einsegnung. Daher spielen auch die ewigen Begleiter der Monogamie, Fettersismus und Ehebruch, hier nur eine fast verschwindende Rolle; die Frau hat das Recht der Ehetrennung thatsächlich wieder erhalten, und wenn man sich nicht vertreiben kann, geht man lieber auseinander. Kurz, die Proletariatsfamilie ist monogamisch im etymologischen Sinne des Wortes, aber durchaus nicht in seinem historischen Sinne.“

## Sozialpolitische Rundschau.

Paris, 22. Oktober 1884.

Genossen allerorts! Laßt nicht nach in Eurem Eifer, den Wahlsond unserer Partei zu mehren. Wir werden voraussichtlich sehr viele Stichwahlen und mehrere Nachwahlen haben. Es ist von höchstem Werth für die Arbeiterfrage, daß unsere Partei möglichst stark im Reichstag vertreten ist. Also thut, was in Euren Kräften steht, unsern Sieg zu sichern.

Bis die letzte Nachwahl hinter uns liegt, sei die Parole:  
Schaft Munitio!

\*) Nach Worgan der neben der Einzelhe bestehende außereheliche geschlechtliche Verkehr der Männer mit unterdrückten Weibern.

## Feuilleton.

### Die Geschwister.\*)

Eine dramatische Episode aus der Jetztzeit.  
von G. W.

Ort: Berlin. Zeit: Wahlkampf 1884.

I. Theil.

(Szene: Eine Arbeiterwohnung.)

Kärlchen (mit dem Bedräumen der Kleider ihres Bruders beschäftigt; sie blickt einen Ueberzieher und untersucht neugierig das darin gefundene Notizbuch): Ich muß doch sehen, was mein Bruder Hugo in seiner Tasche hat, vielleicht entdeckt ich gar die Spur einer heimlichen Liebchaft. (Sie findet zwischen einigen Papieren den Ausschnitt einer Zeitung.) Ah, ein Gedicht! Laß einmal sehen. (Sie blättert es für sich durch, indem sie sich auf einen Stuhl niederläßt. Dann laut:) Aber das ist ja herrlich! Noch nie in meinem Leben hat ein Gedicht so zu meinem Herzen gesprochen, wie dieses hier. (Sie hängt ganz begeistert an, in beklammerndem Tone zu lesen.)

Ich hörte sie sagen: Laß Hoffen und Klagen,  
Es wird doch immer dasselbe sein!  
So heute wie morgen bringt Kummer und Sorgen,  
Bringt endlose Klage und trostlose Pein!

Als die Welt noch jung war, im Dual und Hunger,  
Die Hoffnung, sie stählte uns Herz und Arm.  
Da führten Gelehrte, in Worten bewährte,  
Uns gegen das Unrecht und gegen den Harm.

Lies in den Geschichten und Ruhmesgedichten  
Die Namen der Großen, wie sich's gehört;  
Dann sieh, wie wir werden und langsam versterben,  
Inmitten der Freiheit, zu der sie geführt!

Wo geschwind und geschwinder der eiserne Schinder,  
Den wir geschaffen, das Werkzeug treibt;  
Heißt uns Schätze ergründen und Kurzwelt erfinden,  
Für Andre, daß uns nichts übrig bleibt.

In elenden Höhlen versumpft und geblöht,  
Was wissen wir, ob die Welt ist schön!  
Wir müssen uns scheren, unsern Brut uns zu freuen,  
Sie wird, gleich und ja, zu Grunde geh'n.

\*) Die obige, in Wahrheit aus dem Leben geschöpfte und mit natürlichem Realismus durchgeführte dramatische Erstlingsarbeit einer der Arbeiterklasse angehörenden Parteilosin dürfte sich ganz besonders zur Aufführung bei Wahlfesten eignen.

— Die Genossen in Deutschland werden gebeten, der Redaktion des „Sozialdemokraten“ in Kopenhagen, Kärregade 5, umgehend Telegramme des Wahlergebnisses zuzusenden. Das dänische Brudertorgan wünscht möglichst rasch das Gesamtergebnis überblicken zu können.

Auf Wunsch werden die Ausgaben vergütet.

— Die Wahlagitatio, die bisher in den meisten Wahlkreisen in Bezug auf Leben viel zu wünschen übrig ließ — nicht durch die Schuld unserer Genossen, die thun, was sie leisten können, sondern durch die Apathie der Gegner — kommt in der letzten Woche vor der Wahl allerwärts in stärksten Fluß. In Berlin folgen Versammlungen auf Versammlungen, aber auch Verbote und Auflösungen ohne Ende. Anderwärts, wie z. B. in Dresden, sucht man die Wirtze zu bestimmen, keinen Saal herzugeben und glaubt man dadurch zum Siege zu kommen.

Im Freiburger Wahlkreis, wo der sozialistische Kandidat Kapfer ausgewiesen ist, wollte Genosse Bebel in zwei Versammlungen für ihn, in Freiburg und Brändt, eintreten. Beide Versammlungen wurden, nachdem sie bereits annoncirt waren, von der Amtshauptmannschaft verboten, weil Bebel einer der fanatistischsten und gefährlichsten Agitatoren sei: seinerzeit im Reichstag das Wort gebraucht: Krieg den Palästen, Friede den Hütten, und also auch in der Wahlagitatio in ähnlicher Weise wirken werde.“ An demselben Tage, wo dieses Verbot in Freiburg erfolgte, hielt Bebel eine glänzende Besuche Versammlung in Pirna für Restaurateur Peters, unsern Kandidaten, ab. Wo bleibt da die Konsequenz?)

Verlorenen Mittwoch sprach Kapfer in einer großartig besuchten Versammlung in Leipzig zu Gunsten der Kandidatur Bebel's, mit großem Erfolg. Schließlich erfolgte die übliche politische Auflösung, nachdem ein Arbeiter Otto gesprochen.

In Hamburg werden alle Wahlversammlungen unserer Parteigenossen kurzer Hand verboten und zwar mit Hinweis auf — das Hamburg'sche Vereins- und Versammlungsgesetz. Es geht doch nichts über eine solche — Republik!

Im Wahlkreis Sorau-Forst haben unsere Genossen die Kandidatur Bollmar zurückgezogen und dafür Genosse Schwager, Schneidermeister in Sorau, aufgestellt. Sehr vernünftig. In Zelle haben unsere Genossen den Zimmermann Barake aufgestellt. Daraufhin wurde derselbe von seinem Prinzipal, bei dem er achtunddreißig Jahre in Arbeit gestanden, aus der Arbeit entlassen, und zwar auf Verlangen der Herren Nationalliberalen. Hoffentlich werden ihnen die Arbeiter Zelle's am 28. Oktober die richtige Antwort geben.

— Sympathie-Erklärung. Folgende Resolution ward in der letzten Sitzung des Exekutivrathe's der englischen „sozialdemokratischen Föderation“ einstimmig angenommen:

„Die heutige Versammlung des Exekutivrathe's der sozialdemokratischen Föderation wünscht der deutschen sozialdemokratischen Partei ihre aufrichtige Sympathie und ihren besten Glückwunsch zu den kommenden Reichstagswahlen auszusprechen, und bittet ihre sozialistischen Brüder in Deutschland, überzeugt zu sein, daß ihre tapferen Kämpfe für die Sache der Befreiung des Proletariats und für die Stellung der Produktionsmittel unter die Kontrolle des gesamten Volkes, von Seiten der englischen Sozialisten mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt werden, und daß ihre Wahlerfolge auf die sozialistische Organisation aller Länder im höchsten Grade ermutigend wirken werden.“

— Aus Polizeikreisen — auch wir haben unsere Polizei, nur daß sie etwas geheim ist, als die „geheim“ des Herrn Rabal — erfahren wir, daß der Lumpenjakob Kallenbach sich richtig, wie wir vermutheten, erschossen hat. Der Burche scheint also doch noch ein Fünkchen von Scham- und Ehrgefühl gehabt zu haben, das er freilich bei Lebzeiten sehr gut zu verdecken wußte. Der „Reinfall“ des Reich, oder richtiger der Berliner Polizei hat in Berlin unter den Oberstgelehrten einen geradezu konsternirenden Eindruck gemacht. Rabal hatte einen kleinen Schlaganfall, von dem er sich erst nach 24 Stunden erholt, und das edle Pärchen von Hofe und Krüger trug sich ebenfalls mit Selbstmordgedanken, die jedoch bei Abwesenheit des nötigen Fünkchens Scham- und Ehrgefühl zu unserem Glück nicht über den Bereich der frommen Wünsche hinausliefen. Dämmere konnten ihnen nicht zu Nachfolgern gegeben werden — möglicherweise aber etwas Geschicktere, und das wäre doch nicht gut gewesen. Auch der brave Otto soll sich nicht wenig geängert haben. Wir glauben es. Trotz seines hochgradigen Größenwahns wird er doch genug Urtheilskraft besitzen, um einzusehen, daß diese fortgesetzten „Reinfälle“ seiner Spindel im In- und Auslande der Betrachung und Lächerlichkeit preisgegeben, und zwar in doppeltem Maße — einmal weil durch die Existenz seiner Spindelarmee der Beweis geliefert ist, daß er selber von der Misrabilität seiner „Schöpfung“ überzeugt ist, und zweitens weil seine Spindelarmee so miserabel organisiert ist.

Die Dresdener Polizei soll dagegen über den „Reinfall“ der Berliner sehr verärgert sein. Sie hätte nämlich seiner Zeit wegen des „Reinfalls“ ihres Schmid seitens der Berliner bittere

Kein Gott läßt sich rühren; wer soll uns nun führen  
Daraus aus der Hölle, die uns umloht?  
Wir sehen nur Lügner, Betrogene, Betrügner,  
Die Großen sind klein und die Weisen sind todt!  
Ich hörte sie sagen: Laß Hoffen und Klagen,  
Die Scheernde Klinge verschont nicht das Schaf!  
Sind wir denn nicht stärker als all unser Kerker,  
Sobald die Erkenntniß uns schüttelt vom Schlaf?

Komm, uns zu verbünden, die Stunden entschwinden,  
Und Rettung liegt nur in mir und dir!  
Die Hoffnung belebt uns und Licht umschwebt uns,  
In siegender Klarheit marschiren wir!

Laß kältere Herzen nur lachen und scherzen  
Mit stüchiger Lust, von der Furcht vergällt;  
Indeh wir erglühend und Leben versprühend  
Dem Kampfe uns weihen für die neue Welt!

Komm, uns zu verbünden, eh' Stunden entschwinden,  
Die Sache fliegt über den Erdenball!  
Die Welt erheitert, von ihr erschüttelt,  
Und Freude nur bringt sie für uns All!

(Sie läßt die Hand mit dem Blatte in den Schooß sinken und stükt nachdenklich den Kopf in die andere Hand auf den Tisch.) Ich verstehe nicht Alles, aber es hat mich trotzdem tief ergriffen; ich muß doch Hugo fragen, woraus dieses Gedicht eigentlich hinweist. Die herbe, zum Herzen dringende Klage verstehe ich wohl, aber woher die Hoffnung auf die hier verheißene Rettung? (Sie zeigt bei den zuletzt gesprochenen Worten auf das Blatt.)

Albert (ihre Bräutigam, tritt ein, geht freudig lächelnd auf sie zu, begrüßt und küßt sie): Guten Abend, Kärlchen. Nun, was ist denn das, Du siehst ja ganz in Gedanken versunken und siehst dabei so seltsam erregt aus, was ist Dir? Ah, Du hast gelesen! Und ein Gedicht? Laß schauen, was mein Liebchen liest. (Er nimmt das Blatt aus ihrer Hand und schaut ihr, nachdem er es gelesen, fixirend in's Gesicht.) Wo hast Du das her, mein Kind, das klingt ja sehr aufregend!

Kärlchen (indem sie aufsteht und die Hand nach dem Blatt ausstreckt): Oh her, Albert, ich habe es heimlich aus meines Bruders Notizbuch genommen; es war nicht recht von mir, ich will es wieder hineinlegen. Ich habe übrigens nichts Aufregendes darin gefunden, nur ein tiefes, mir unbekanntes Leid spricht aus dem Gedicht.

Albert: Ich muß mir das doch einmal genauer ansehen. Si, er, das scheint mir gar ein Ausschnitt aus dem „Sozialdemokrat“! Kärlchen, hast Du jemals bei Deinem Bruder ein oder gar mehrere Blätter gefunden mit dem Titel „Der Sozialdemokrat“?

Kärlchen: Nein, Albert, mein Bruder hält Alles sehr geheim vor mir, und er muß nur zufällig vergessen haben, das Notizbuch aus der Tasche zu nehmen.

Albert (schneel): Laß es mich sehen, Kärlchen!  
Kärlchen: Ich habe eigentlich kein Recht, Dir meines Bruders Taschenbuch zu geben.

Sorwürfe anzuhören. Und jetzt sind die „Schlaue“ Berliner so „reingefallen“.

Sie — die Berliner — mögen sich trösten, es war nicht das erste mal und wird nicht das letzte mal sein.

— Lehrreiche Beispiele sind mehr werth als die eindrucksvollen Auseinandersetzungen, sagt die moderne Pädagogik, und deshalb sollten wir keine Minute unterlassen, unsere Lehren an guten Beispielen zu zeigen, wie man Eigentum und Rechte seiner Mitmenschen hochhalten muß. Gibt es nun erhabener Vorbilder als unsere Regierenden? Gewiß nicht. Sie seien deshalb auch unsere Lehrer.

Da ist vor einigen Tagen der regierende Herzog von Braunschweig gestorben, und da er kinderlos war, ist sein legitimer Thronfolger Almond anders als der Herzog von Cumberland, der Sohn und Erbe des verstorbenen Königs von Hannover. Weil nun aber vieler unglückseliger Herzog sich nicht dazu entschließen kann, die 1866 erfolgte Annexions-Hannovers durch Preußen als Recht anzuerkennen, selbst nicht um den Preis der Rückgabe seines „mit Beschlag belegten“ Vermögens, darf er auch den Thron von Braunschweig nicht bestreiten, und Preußen setzt sich in Possur, schließlich Braunschweig zu verschlucken. Auch auf das Fürstenthum Delb in Schlesien, dessen Besitzer der Herzog von Braunschweig war, und das zu einem großen Teil Allodialgut (d. h. frei veräußerliches Besitzthum) ist, haben preussische Beamte „im Namen der Krone“ sofort Hand gelegt. Mit einem Wort, Preußen eignet sich, direkt oder indirekt, das ganze Erbe des Herzogs von Cumberland an, legt sich vollständig in seine Rechte, und das Alles, weil derselbe, wie schon gesagt, früheren Raub nicht als „Recht“ anerkennen will.

Man denke, irgend ein beliebiges Ding handle in gleicher Weise gegen über irgend einem beliebigen Kump, d. h. er jage ihn, weil er seinen (Dinge's) Gegner betrogen, von Haus und Hof, nehme ihm sein Vermögen fort und erkläre: Haus und Hof ist jetzt mein, und wenn Du nicht sofort erklärst, daß Du auf ewige Zeiten darauf verzichtest, so behalte ich auch noch dein Geld. Auch was Du noch erben solltest, nehme ich dir sofort von der Kasse weg, denn ich bin der Stärkere.

Mit welcher Entrüstung würde alle Welt über diesen gottlosen Hinhinherfallen! Und, heilig ist das Eigentum! Du sollst nicht stehlen! Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus!“ würden salbungsvoll die Priester Gottes ausrufen, denn — „die Religion muß dem Volke erhalten werden.“

Jetzt natürlich kein Wort von alledem. Denn der Cumberland wird ja im Staatsinteresse fast geteilt. Das Heil der Gesamtheit geht über Alles, es ist das höchste Gesetz.

Schon, dem Grundgesetz hulbigen auch wir. Das Heil der Gesamtheit über Alles. Ihm gegenüber gibt es kein Eigentumsrecht, kein Erbrecht, kein Verkommen, keine historischen Sonderrechte — es steht höher als jedes Privatinteresse. Und wenn wir irgend ein Bedenken tragen sollten, diesen Grundsatz praktisch durchzuführen, wenn wir vor irgend einem historischen Rechtstitel zurückschrecken, vor einem Thron-Gast machen sollten, dann belehre, dann setze uns das gute Beispiel, das Preußen uns 1866 gegeben und jetzt, im Jahre des Heils und der Rückkehr zum Christenthum, aufs Neue gibt.

Ein Thron weniger. Es ist zwar nur ein kleiner, und es bleiben noch sehr viel übrig, aber es ist doch etwas in so schlechter Zeit. Hoffentlich folgen ihm bald andere — im Interesse der Gesamtheit.

— Sag' an, mein Sohn, woher sind diese Gaben! Neben seinen kolossalen Besitzungen soll der Herzog von Braunschweig noch ein Barvermögen von hundert Millionen Mark hinterlassen haben.

Wie müssen die erlauchten Vorfahren desselben gedacht und gearbeitet haben, um so große Reichthümer zusammenzu — sparen!  
Heilig ist das Eigentum!

— Die Wählthätigkeit der deutschen Polizei ist durch einen sozialdemokratischen Druckfehlerausdruck in Nr. 41 in einem Theil der Ausgabe des Parteiorgans in eine Wählthätigkeit verwendet worden. Kein übles Späßchen! Und so viel Wahrheit darin. Denn das wird kein Mensch, der im Besitz seiner fünf Sinne ist, läugnen können, daß die Polizei es mit uns außerordentlich gut meint, und daß ihre Thätigkeit gegen uns eine sehr wohlthätige für uns ist. So lange die deutsche Polizei so arbeitet, werden wir immer Grund haben zu dem höchsten Ruf: Hoch unsere Freunde, die Feinde!

— Sie sprengen einander nach Herzenslust, die feindseligen Brüder Deutsch-Freisinnig und Nationalliberal. Die tugendhaften Seelen, die einst nicht tapfer genug über die bösen, das Verfallungstrecht vernichtenden Sozialdemokraten schmähen konnten, und schon von „sprengen“ redeten, wenn diese überhaupt in einer ihrer Versammlungen das Wort verlangten, sprengen jetzt mit dem Verfallungstrecht in einer Weise um, wie es die ärztlichen Audaubrüder nicht besser zumege bräutigen. Allerdings, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sind die Nationalliberalen in diesem Punkte wenigstens ihren Gegnern an Tapferkeit über, denn — sie haben die Regierung hinter sich.

Ihr Meisterstück haben sie in Glasteif bei Siegen abgesetzt, wo sie in Verbindung mit den Kadignern Stöcker's — mit denen sie auch ein Wahlbündniß geschlossen — nicht nur eine fortschrittliche

Albert (drängend und schmeichelnd): Gib her, Kind, ich will spähend halber einmal sehen, was Dein Bruder da für große Staatsgeheimnisse hat. Möchte gern seinen Verhafteten auf die Spur kommen; zwischen Schwagern ist ja das nicht so genau zu nehmen.

Kärlchen: Zwischen Schwagern? Nun, dann warte, bis Du es bist.

Albert (jubringlicher): Gib es mir, süßes Lieb, Du erweistest mir damit einen außerordentlichen Liebesdienst, den ich Dir niemals vergessen werde.

Kärlchen (sehr energisch): Nein, Albert! Es ist übrigens gar nicht schön von Dir, daß Du mich so drängst, ein Unrecht zu thun.

Albert: Aber es ist kein Unrecht, mein Kärlchen, ich schwöre es Dir. Du erweistest mir damit einen großen Dienst; es kann sich um meine Zukunft, um eine Anstellung handeln.

Kärlchen (gepannt): Wie verstehe ich das?

Albert: Mein Kind, das wäre augenblicklich eine zu lange Erklärung; gib mir das Notizbuch, und ich erkläre es Dir bei günstiger Gelegenheit. (Indem er sie schmeichelnd umloht:) Du darfst aber Deinem Bruder nichts davon sagen, es bleibt ein Geheimniß zwischen uns Beiden. Nun, willst Du?

Kärlchen (sich aus seiner Umarmung windend und energischer denn zuvor): Nein! Das Buch geht ich nicht her; ich weiß, daß es eine verwerfliche Handlung wäre, deren ich mich meines Lebens schämen müßte.

Albert (sich vergessend): Im Namen... (dann, sich schnell fassend, sehr ruhig) Nun, wie Du wilst. (Nach einer Pause freundlich) Ich wollte Dich ja nur prüfen, mein Schätzchen; hast Dich brav benommen und Deine Prüfung gut bestanden. Geh' wohl, ich muß gehen. Adios! Sage Deinem Bruder nichts von diesem Scherz, er könnte es anders auffassen. (Er will sie zum Abschied küssen.)

Kärlchen (schmollend): Ich gehe Dir keinen Kuss, weil Du mich geärgert hast.

Albert (stürmisch): Nun, dann nehme ich mit einem.

Kärlchen (einen Schritt zurücktretend, mit blühenden Augen): So? Wäre es nicht, Albert, es könnte Dich geruen!

Albert (sich ironisch verbeugend): Meine kleine Verzeihung scheint heute in gereizter Stimmung. (Mütterlich zwei Finger an die Nase legend, sagt er spöttelnd) Ich beschide mich; leb' wohl, kleiner Trostlopf, wir sehen uns bald wieder. (Er geht.)

Kärlchen (allein): Albert hat mir heute gar nicht gefallen. Wollte er mich wirklich nur prüfen? Es kam mir gar nicht so vor. Man merkte es ihm an, wie sehr er darauf brannte, meines Bruders Taschenbuch zu durchstöbern. Aber zu welchem Zweck? Ich begreife das absolut nicht. Mein Bruder hat mich schon einige Male vor dem Albert gewarnt, er fühlt sich immer so abgestoßen von seiner Gesellschaft, — merkwürdig, mir war es heute, als er so in mich drang, auch nicht ganz wohl bei ihm. (Langsam, sinnend, legt sie das Gedicht, das sie noch einmal zu überlesen scheint, in das Taschenbuch.)

Hugo, Kärlchens Bruder, tritt ein. Erschrocken sieht er auf seine Schwester, die ihm verlegen das Notizbuch reicht.)

Kärlchen: Da hast Du, Bruder.

Verammlung in bester Form sprengten — die Herren schrien und lärmten so lange, bis die Polizei die Verammlung auflöste — sondern auch das Hotel, in welchem der fortschrittliche Kandidat abgestiegen war, demolirten, und den Wahnwitz, in welchem dieser mit seinen Freunden heimlich, mit Steinwürfen bombardirten, wobei ein Schaffner schwer verwundet wurde. Und wohlgerathet, es waren die gebildeten Herren, welche diese Szenen aufführten!

Das nennt man ordnungsliebendes Bürgerthum. Alle Achtung!

Herr Rittinghausen hat sich von seiner Eitelkeit verleiten lassen, den Kampf mit uns aufzunehmen. Nun — er wird ihn haben. Er hat ein von den Ärgsten Entstellungen und — Sonderbarkeiten strotzendes Flugblatt verfertigt, das gebührend beantwortet werden soll. Wenn Herr Rittinghausen sich aber sogar dazu versteigt, im Regierungsorgan (dem Solinger Kreis- und Intell. gen. Blatt) für seine Person (und Kandidatur) Reklame zu machen, so beweist das nur, daß wir ihn bisher etwas zu glimpflich beurtheilt und behandelt hatten. Es wird nicht wieder geschehen. Ersehen werden wir uns nicht — die Genossen kennen ihre Schuldigkeit, und Herrn Rittinghausen's Fähigkeit, uns zu schaden, ist nicht groß — was auch immer sein Wille sein mag.

Fortschrittliches. Ober: Worte und Thaten. Ich erkläre mit allergrößter Bestimmtheit, daß die aus den jetzigen Wahlen hervorgehende deutsch-freisinnige Partei keinen Abgeordneten zu ihrem Mitglied wählen wird, der für die Verlängerung des Sozialistengesetzes eingetreten wird.

Also sprach und versprach Herr Ludwig Löwe am 16. d. M. in einer (natürlich nicht öffentlichen, sondern bloß deutsch-freisinnigen) Wählerversammlung des A. Berliner Wahlkreises — so meldet uns die „Bosische Zeitung“ und auch die „Volkszeitung“. Herr Löwe war nämlich über die berüchtigten „25“ interpellirt worden, welche seinerzeit „deutsch-freisinnig“ für die Verlängerung des Sozialistengesetzes gestimmt haben.

Herr Ludwig Löwe hat es gesagt, und wir sind überzeugt, Herr Ludwig Löwe sagt nicht absichtlich die Unwahrheit. Aber Herr Ludwig Löwe ist nicht die deutsch-freisinnige Partei. Sie wird von Anderen regiert, von denen mitunter auch Herr Ludwig Löwe in der bekannten Häuslichkeitsmanier des Herrn Eugen Richter geschwätzigelt zu werden pflegt.

Und verschiedene Thatsachen stimmen nicht mit den Worten des Herrn Ludwig Löwe.

Wir wollen nur drei allernueste aufzählen.

Erste Thatsache: Herr Frieß, Mitglied der deutsch-freisinnigen Partei, hat sich vor seinen Wählern für die Verlängerung des Sozialistengesetzes erklärt.

Zweite Thatsache: Herr von Jordanbeck, ein Führer der deutsch-freisinnigen Partei, hat, in Bezug auf seine Stellung zum Sozialistengesetz interpellirt, jede Erklärung abgelehnt: er könne sich nicht im Voraus binden, das sei gegen die Reichsverfassung, wir hätten nicht das imperative Mandat &c. Diese verweigernde Erklärung ist genau das Gegentheil von dem, was Herr Jordanbeck sich ausdrücklich für die Verlängerung des Sozialistengesetzes erklärt. Und Herr Jordanbeck hat in der deutsch-freisinnigen Partei zwanzigmal so viel zu sagen, wie Herr Ludwig Löwe.

Dritte Thatsache: Herr Harnisch, Kandidat der deutsch-freisinnigen Partei in Chemnitz, hat in einer geschlossenen Wählerversammlung die Erklärung abgegeben, er werde, falls es zu einer Stichwahl zwischen dem Sozialdemokraten und Konserverativen (Nationalliberalen) komme, für seine Person lieber für die Konserverativen stimmen als für den Sozialdemokraten. Diese Erklärung wurde in der großen öffentlichen Wählerversammlung, welche am 13. ds. in Chemnitz stattfand, vom Genossen Sommer, der in jener Versammlung anwesend war, festgenagelt und, nachdem der anwesende deutsch-freisinnige Sprecher, Dr. Kellerbauer, sie hätte zugestehen müssen, vom Referenten Liebkecht mit dem nöthigen Kommentar verlesen.

Daß aber Jemand, der lieber einen Konserverativen als einen Sozialdemokraten im Reichstage sieht, auch für die Verlängerung des Sozialistengesetzes stimmen würde, liegt auf der Hand.

Die Genossen werden sich diese Thatsachen merken! Angenommen — und wir nehmen es an — Herr Löwe habe nicht absichtlich die Unwahrheit gesagt, so hat er wenigstens sehr leichtfertig etwas gesagt, was nicht wahr ist.

Auch für Deutschland zu empfehlen! Der Chef der Petersburger Polizei, General Greffer, hat vor Kurzem die Besitzer aller Hotels, Restaurants und Theater in Petersburg angewiesen, die Porträts des Kaisers und der Mitglieder der kaiserlichen Familie aus ihren öffentlichen Räumen zu entfernen, und weil die Besucher nicht immer sofort beim Eintritt in die Räume und beim Fortgehen die Hüte abnehmen!

Wir finden diese Anordnung ebenso human wie zweckmäßig. Human

— weil der General ja ebenso gut die Todestrafen auf das Nichtgrüßen hätte setzen können, zweckmäßig, weil so den feivolen Petersburgern am unvortheilhaftesten gezeigt wird, daß sie einen so guten Kaiser wie Alexander III. gar nicht verdienen.

Ein Analogon findet dieses Verbot bisher nur im Dalai-Lamismus,\*) allerdings mit dem Unterschied, daß in Russland nicht nur Dalai-Lama selbst, sondern auch seine erhabene Familie dem profanen Auge gewöhnlicher Sterblicher entzogen werden soll. Insofern Russland vertritt ja auch eine höhere Kultur! Deutschland auch, also los mit dem Verbot!

Die Ausweisung des Rauer Conrad aus Berlin läßt sich nicht anders erklären, als durch die Annahme „provokatorischer“ Absicht. Conrad hat sich ausschließlich der Hochverratsbewegung gewidmet, von allen politischen oder Parteibestrebungen sich gänzlich fern gehalten. Der Polizei ist das natürlich sehr wohl bekannt. Aber sie kennt auch die Popularität Conrads, und bei der Aufregung, welche durch die Stöcker'sche Bande in Berlin hervorgerufen worden ist, hat der Gedanke gar nichts Ungehörliches, daß durch die Ausweisung des so beliebten Mannes unter der Berliner Arbeiterschaft tumultuarische Ausbrüche, vielleicht ein Putsch veranlaßt werden könnte. Ohne diese Annahme finden wir beim besten Willen in der Maßregel keinen Sinn. Wenn es der Polizei einfach darum zu thun war, ihre Brutalität auszuüben, dann hätte sie für diesen Zweck geeignete Opfer. Man wird sich erinnern, welche Wüthe sich die Berliner Polizei im Sommer 1878 gab, um Straßenkämpfe mit obligatem Massaker zu inszeniren — ein Bestreben, das nur durch die Besonnenheit und tüchtige Organisation unserer Genossen vereitelt wurde. Und daß es der Polizei auch jetzt wieder sehr um Putsch, Attentate und sonstige Mittel zur Herausbeiwirkung des rothen Spießes zu thun ist, das erhellt genugsam aus der Niederwald-Attentats-Jarce und der Thätigkeit des in der Schweiz abgefangenen Weiß.

Recht so! In Hannover ist der „althannover'sche Volkskaleender“, herausgegeben von dem hochorthodoxen (weilischen) Pastor Grote, von der dortigen Landdrostei auf die Liste der Bücher gesetzt worden, die nicht im Umherziehen verkauft werden dürfen. Grund: Ein in diesem Kalender enthaltener Artikel ist nach Ansicht des wohlweisen Landdrosten geeignet, „in sittlicher Beziehung Aerger zu erregen.“ Da die Genossenschaft des Herrn Grote im Reichstage in ihrem reaktionären Ufer selbst für das laubere Kolportagegesetz gestimmt haben, so hat der Herr keine Ursache, darüber zu klagen, daß ihm Unrecht geschehen.

Senden nationalliberalen Kandidaturen sollen 60 auf bisher deutsch-freisinnige, 10 auf bisher völksparteiliche, 10 auf bisher sozialdemokratische und ganze 7, sage und schreibe sieben auf bisher konservative Wahlkreise. Kann etwas die reaktionäre Stippstahl, die unter dieser Flagge ihren Bauernfang betreibt, drastischer kennzeichnen als diese Zahlen?! Ihr Hauptangriff gilt dem doch so zahmen „Freisinn“, und zwar nicht sowohl weil er ihnen wirklich noch zu freisinnig ist, als vielmehr weil er oben schlecht angegriffen ist. Eine jammervolle Gesellschaft!

Aus Paris geht uns der nachstehende Beschluß zur Veröffentlichung zu:

Im Namen und Auftrag der deutschen Sozialisten in Paris erkeunt die von der Generalversammlung am 6. Oktober 1884 entsendete Kommission zu Recht und hat folgendes Verdict gefällt:

Der sog. Heinrich (al. Friedrich) Konne, alias Winter, al. x. aus Hannover, ehemaliger Lehramtskandidat in Berlin, wohnhaft zuletzt in Paris, hat durch eine Reihe zusammenhängender Handlungen den Verdacht, in preussischen Polizeidiensten zu sein, nicht nur hervorgerufen, sondern auch bekräftigt, und ist demnach aus der deutschen sozialistischen Partei auszuschließen.

Diesem Beschluß sind die bei seiner Fassung maßgebend gewesenen Gründe hinzugefügt, da dieselben aber nur für diejenigen verständlich sind, welche die Thatsachen, auf die sie sich stützen, genauer kennen, so sehen wir vorderhand von einer Veröffentlichung derselben ab.

Von dem Beschuldigten geht uns gleichfalls ein Schriftstück zur Veröffentlichung zu, in welchem er die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen als ungerechtfertigt und den obigen Beschluß (der auch in französischen Blättern zum Abdruck gekommen ist) als in keiner Weise motivirt hinstellt, sich darüber beschwert, daß man ihn „der Möglichkeit einer erschöpfenden Bertheiligung beraubt habe, gegen das ihm gegenüber beobachtete „unqualifizierbare Verfahren“ protestirt, „selbstredend ohne den Anspruch auf fernere Zugehörigkeit zur Partei zu erheben, da an eine gedeihliche Bertheiligung meinerseits nach dem Vorgefallenen nicht mehr zu denken ist.“ Die moralische Verantwortung für diesen übereilten Akt der Bertheiligung, heißt es am Schluß, „fällt auf die Kommission zurück. Täuschung, Verdächtigung seitens eines Berliner Polizei-

\*) Allerdings soll es vorgekommen sein, daß mit dem „Bild des Kaisers“ ein Kultus getrieben wurde, den wir mit Rücksicht auf gewisse Nerven nur als ungekehrtes Dalailamismus anzudeuten wagen.

agenten, haben ihr diesen verhängnisvollen Entschluß ein, der meine Ehre vernichtet, ohne Rücksicht auf das, was zu meinen Gunsten hätte sprechen sollen: ich habe der Sozialdemokratie viel geopfert, verschmähe es aber jetzt, an das höhere Tribunal der Partei zu appelliren, das jetzt nicht Urtheil fällen kann.“

Wie selbst haben zu dieser Angelegenheit Folgendes zu bemerken: Natürlich können die Genossen eines Ortes ein Mitglied nicht endgültig aus der Partei, sondern zunächst nur aus ihrer Gemeinschaft ausschließen, damit ist aber selbstverständlich auch die Zugehörigkeit des Betroffenen zur Partei so lange aufgehoben, als nicht von einer für maßgebend erkannten Stelle derselben ein den ersten reaktivirenden Entschluß vorliegt. Indem nun Herr Konne einen solchen zu veranlassen versucht, stellt er sich selbst außerhalb der Partei und kann daher nur noch diejenige Berücksichtigung beanspruchen, die man jeder angegriffenen Person gewährt, welchem Anspruch wir durch den theilweisen Abdruck seiner Aufschrift nachzukommen zu sein glauben. In die Sache selbst einzutreten, liegt aber keine Veranlassung mehr für uns vor; sie ist vielmehr für die Partei erledigt.

Die vorstehende Notiz war bereits gefeßt, als uns von Herrn Konne ein zweiter Brief folgenden Inhalts zuzug:

Paris, 19. 10. 84.

Redaktion des Sozialdemokraten. Ich erlaube, daß der ohne jede Autorisation gefällte Urtheilspruch der Kommission des hiesigen deutschen Klubs in mehreren hiesigen Zeitungen publizirt wurde. Da durch ein solches Verfahren meine Stellung untergraben und ich der Existenzmittel beraubt werde, in einem Augenblicke, wo durch familiäre Ereignisse an meine Thatkraft erhöhte Anforderungen gestellt werden; und unter Berücksichtigung des Umstandes, daß ich weder in Deutschland noch in England oder sonstwo außerhalb Frankreichs meinen Lebensunterhalt finden kann, so werde ich mich zu meinem Bedauern genöthigt sehen, diese Angelegenheit vor das Gericht zu ziehen, um mich von dem mir angehängten Makel der Spionage rein zu waschen. Weniges, aber in dieser Beziehung werthvolles Material steht mir noch zu Gebote, und kann ich nach dem Geschehenen nicht die geringste Rücksicht walten lassen auf die Interessen anderer Personen, resp. der Partei.

8. Konne. Mit diesem Schritt befeitigt Herr Konne allerdings alle Zweifel, die noch über seine politische Ehrenhaftigkeit oder sein abwalten konnten. Möge er sein „weniges werthvolle Material“ verwerten, wie es ihm beliebt, die Partei hat weder ihn noch irgend sonst einen Denunzianten zu fürchten.

Belgien. Die sozialistischen Arbeiter von Brüssel und Antwerpen haben, um nicht eine Zerplitterung herbeizuführen und so indirekt den Ultramontanen in die Hände zu arbeiten, in letzter Stunde noch ihre Liste zurückgezogen, woraus allerdings in beiden Städten die liberale Liste einen vollständigen Sieg errang. Auch anderwärts sollen die Liberalen große Erfolge gehabt haben. Da die Kommunalwahlen die ersten Wahlen auf Grund des — freilich nur sehr dürftig — erweiterten Wahlrechtes sind, so haben sie eine treffende Illustration geliefert zu der Behauptung, daß in Belgien jede Erweiterung des Wahlrechtes nur den Ultramontanen zugutekommen könne. Die Genuswähler haben den Ultramontanen bei den Parlamentswahlen die Schule aus- geliefert, die „niedereren Schichten“ haben bei den Kommunalwahlen die Schule gelernt.

So steht es jetzt. Denn als Kampfum die Schule stellte sich schließlich der Wahlskampf vom Sonntag dar, zum Schaben der Ultramontanen, die ihren Sieg in der Kammer zu einem fast beispiellosen Vernichtungskrieg gegen Alles, was Schule heißt, ausgedeutet hatten, und zum Ruhm der Liberalen; denn die Schule ist das einzige Gebiet, auf dem diese ihren kirchlichen Gegnern gegenüber im Vorthell sind. Die Pfaffen hatten es mit der „obligatorischen Volkserdummung“ zu eilig, sie müßten erfahren, daß blinder Eifer nur schadet.

In einem in der „Bois de l'ouvrier“ abgedruckten und von den in voriger Nummer genannten Arbeiterkandidaten unterzeichneten Flugblatt wird der Beschluß (zurückziehung der Kandidaturen) u. A. folgendermaßen motivirt:

„Aus der Erfahrung wissen wir, daß vom Standpunkt der materiellen Interessen der arbeitenden Klasse die alte liberale Partei ebenso unser Feind ist als die kirchliche Partei.“

„Aber heute stehen wir vor einer anderen Frage: Die der Volksschule.“

„Am sie dreht sich die Wahl vom 19. Oktober.“

„Die Stimmen, welche wir erhalten hätten, hätten uns wahrscheinlich nicht den Sieg gebracht, aber möglicherweise genügt, ihn der liberalen Sache zu entreißen.“

„Nun wohl! wir, die wir stets zurückgestoßen worden sind, die wir

Du keine Angst hast, will ich Dir sagen, wohin ich gehe. Wir treffen uns in dem Weichselhof, Skalitzerstraße 104. Du kennst es ja, wir sind schon oft zusammen dort gewesen.“

Klärchen: Ach ja, das kenne ich gut. Also dahin gehst Du?

Hugo: Ja, und die Freunde werden mich schon erwarten, es ist die letzte Kräftung vor der Wahlschlacht; sie soll und wird uns zum Siege führen. Leb wohl! (Er reicht ihr die Hand und geht.)

Klärchen (allein, für sich): Also ich soll die Braut eines Polizeispions sein? Eines Spions — psui, wie das Wort häßlich klingt! (Sinnend vor sich hin.) Albert, den ich wirklich liebte, der mir so oft seine aufrichtige, leidenschaftliche Liebe betheuerte, er soll das nur gethan haben, um meinen Bruder zu beobachten, um ihn unwidrig der Verfolgung preiszugeben? (Ganz verzweifelt.) Aber ist es denn wirklich denkbar, daß es so schlechte Menschen gibt, und ist es möglich, daß ich mich so täuschen konnte? (Sie läßt vom Stuhle empor und geht hastig auf und ab. Bald bleibt sie stehen, daß die Hände und spricht ingrimmig:) Wenn es sich aber bestätigt, daß ich das Opfer eines gemeinen Betruges bin, dann soll er es schon fühlen. Schonungslos will ich ihm seine Nichtsmüdigkeit in's Antlitz schleudern und ihn voll tiefster Betrachtung vor mir weisen. (Erstreckt.) Er kommt, ich höre seine Schritte; unmöglich kann ich ihn, mit dem schändlichen Verdacht im Herzen, freundlich entgegengehen. Aber ich will ihn prüfen, ja ich will, ich muß mir Gewißheit verschaffen.

Albert (in der Thür, vorsichtig): Guten Abend, süßes Lieb, ganz allein!

Klärchen (flüht): Mein Bruder hat einen Gang zu besorgen.

Albert (freundlich): Desto besser; da vertreibe ich Dir die Langeweile. (Ist inzwischen näher getreten, schmeichelt:) Komm, setz Dich an meine Seite, damit ich Dir die böse Laune von der Stirne verjage.

Klärchen: Ja, ich bin in ihrer Laune. Ich wollte meinen Bruder begleiten und er wollte mich nicht mitnehmen.

Albert (aufhorchend): Warum nicht?

Klärchen (zögernd): Ach, er sagte, er habe noch eine vertrauliche Unterredung mit ein paar Freunden in Betreff der morgigen Wahl.

Albert (anscheinend gleichgültig): So, so! Na, wer wech, vielleicht hat er Dir auch nur ein Klärchen aufgebunden und sitzt jetzt in der Kneipe und spielt Karten. Das er Dir denn überhaupt gesagt, wo diese angebliche Zusammenkunft stattfindet?

Klärchen (da sich ihr Verdacht mehr und mehr bestätigt, schaut sie forschend auf Albert; sie kämpft mit sich, ob sie das Detail nennen darf. Endlich zögernd): Gewiß, er hat es mir gesagt.... Skalitzerstraße 194.

Albert: Also wirklich. Dem Bruder ist doch ein Zeuveler! Aber was fällt mir denn da ein? Ich muß ja auch noch zu einer Wahlbesprechung. Meine Liebe läßt mich schon Alles vergessen. Jetzt hast Du mich zum Glück selbst daran erinnert. Ich darf nicht säumen, die Zeit drängt. Leb wohl mein Kind, auf Wiedersehen! (Geht schnell ab.)

Klärchen (in höchster Bewegung): Jetzt schnell ihm nach, damit ich ihn nicht aus den Augen verliere. In diesem Puz und Schreier (indem sie beide hastig anlegt), Alles noch von meinem lieben guten Mütterchen, erkennt er mich niemals. (Ebenfalls sehr schnell ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Hugo: Aber Klärchen! Wie kommst Du zu meinem Taschenbuch?

Klärchen (verlegen): Ich wollte Deinen Rock abdürsten und fand es in der Tasche stecken. (Schmeichelt) Komm es mir nicht übel, lieber Hugo, sondern erkläre mir, was das schöne Gedicht zu sagen hat, was da (sie zeigt mit dem Finger auf das Buch) drinnen liegt. (Erregt.) Ich habe es gelesen und bin ganz hingerissen davon; während dem Lesen traten mir die Thränen in die Augen.

Hugo: Welches meinst Du?

Klärchen (nimmt das Notizbuch aus seiner Hand und zeigt ihm das Gedicht): Dieses.

Hugo: Ach so, den „Schrei der Klage“. (Ist streng in's Gesicht schauend.) Hast Du noch etwas in dem Buch oder in meiner Rocktasche gefunden?

Klärchen: Nein.

Hugo: Es war eine unverzeihliche Nachlässigkeit von mir, das Ding da (er zeigt auf das Taschenbuch) in meinem Rocke stecken zu lassen. Wenn die Polizei, die ja mit Aufbietung aller Kräfte hausucht, heute zufällig zu mir gekommen wäre und das gefunden hätte, würde sie mich mindestens ein paar Wochen in Untersuchungshaft nehmen, und dann! — und dann! Ausweisen, oder erst noch sechs Monate Gefängniß und hinterdrein den bekannten Fremdenzettel, das wäre so der Lohn für diese Unachtsamkeit.

Klärchen (ganz erschrocken): Wie Hugo, Dich? Warum? (Ziehend.) O bitte, sag mir, warum? Ich kann doch unmöglich annehmen, daß Du, mein Herzensbruder, etwas Böses thust oder gethan hast, daß Dich die Polizei bedroht!

Hugo (beschwichtigend): Nun, nun, beruhige Dich; heutzutage braucht man nicht gerade etwas Böses zu thun, um mit der Polizei in Konflikt zu geraten. Sieh, Schwester, das Gedicht hier, das Dir so nahe ging, es ist auch mir nahe gegangen; der „Schrei der Klage“.

Klärchen (noch ängstlich): Ja, und was hast Du da begangen?

Hugo: Nichts, Klärchen, was Unrecht wäre. (Begeistert.) Aber ich bin zur Erkenntniß gekommen, bin endlich vom Schlafe erwacht! Ich habe mich mit Genossen, mit meinen Mitbrüdern, verbunden und bin eingetreten in den großen Kampf, — in den Kampf für Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit!

Klärchen (freudig zu ihrem Bruder aufschauend): Was hat das aber mit der Polizei zu thun?

Hugo: Heilige Einfalt, Du! Was das mit der Polizei zu thun hat? Nun, liebe Schwester, für Wahrheit und Recht zu kämpfen ist heutzutage staatsgefährlich und streng verboten; und wer es dennoch wagt, wird gleich einem gemeinen Dieb aus seiner Heimat vertrieben.

Klärchen: Ich kann das nicht glauben, Bruder; es kommt mir unmöglich vor. (Nach einer kurzen Pause.) Und wenn es so ist, warum hast Du mir nicht früher dergleichen gesagt?

Hugo: Ich wollte Dein unschuldiges Gemüth nicht ängstigen; Du wirst doch noch im Leben früh genug mit Sorge, Roth und bitterer Enttäuschung zu kämpfen haben.

Klärchen (entrüstet): Aber, Bruder! Hältst Du mich denn noch für ein Kind? Die Kinderstube habe ich schon lange ausgetreten. (Stolz.) Ich bin jetzt neunzehn Jahre alt.

Hugo (scherzend): Ach, wie die Zeit verrinnt! Du kommst mir noch immer so vor, wie mein kleines Schwesterchen, das zur Schule geht, und auf das ich als Kelterer gut Acht zu geben habe.

Klärchen: Laß den Scherz bei Seite, Hugo! Mir ist heute so ernst zu Muth, wie noch nie in meinem Leben. Sag' offen, hältst Du Albert einer schlechten That fähig?

Hugo: Wie kommst Du denn plötzlich auf Albert zu sprechen? Du weißt, daß er mein Freund nicht ist und auch nie werden wird. Ich wünschte, Du hättest ihn nie gesehen.

Klärchen (ängstlich): Hugo, sage mir, wenn er wüßte, was Du treibst, könnte er Dir schaden?

Hugo: Wenn er ein Polizeispion ist, ja. Und nimm es mir nicht übel, Klärchen, aber Albert kommt mir immer so vor, als ob er auch so ein von der Polizei besoldeter Tagelöhner wäre.

(Klärchen, sich auf einen Stuhl werfend und die Hände über das Gesicht gedekt, ist wie gebrochen.)

Hugo: Aber Schwester, was ist Dir? (Er zieht ihr die Hände gewaltsam vom Antlitz und blickt sie fragend an.)

Klärchen: Ach, Bruder, ich will — ich muß Dir Alles sagen, was mir toeben begegnet ist. Ich sitze mit dem Gedicht in der Hand, ganz in Gedanken vertieft, als plötzlich Albert eintritt. Natürlich sah er sofort das Blättchen in meiner Hand, er nahm und las es.

Hugo: Er las es? Und was sagte er darauf?

Klärchen (schwer Athem holend): Er sprach von Aufregung, von einer Zeitung, dem „Sozialdemokrat“, und wollte zuletzt Dein Notizbuch durchsehen.

Hugo (bestürzt): Unglückselige! Gabst Du es ihm?

Klärchen: Nein, Bruder, ich verzichtete mich handhast; und obgleich er bat und schmeichelte, wies ich ihn energisch ab.

Hugo: Klärchen, ich danke Dir; es hätte verhängnißvoll für mich werden können. Denn was ich bis heute nur vermuthet, ist jetzt bei mir zur Gewißheit geworden. Albert steht im Dienste der Polizei. Er wollte Deine Liebe, Dein Vertrauen mißbrauchen, um mich und meine Freunde zu verderben.

Klärchen (ganz verzweifelt): Ach, Hugo, Hugo, vielleicht täuschen wir uns doch — denn zuletzt sagte Albert, er habe mich nur prüfen wollen, und ich hätte meine Prüfung gut bestanden.

Hugo: Klärchen, der Sache müssen wir auf die Spur kommen, wenn auch nicht sogleich. Du weißt, morgen ist Wahl, und da habe ich vorderhand genug zu thun. Aber später passe ich auf den Schurken auf, und er soll seinem Lothe nicht entgehen, wenn sich mein Verdacht bestätigt. (Sieht auf seine Uhr.) Wie, schon halb neun Uhr? Klärchen, ich muß gehen.

Klärchen: Ach, bitte, Bruder, nimm mich mit, mir ist so unheimlich zu Muth.

Hugo: Das geht nicht, liebe Schwester, wir haben noch Angelegenheiten zur morgigen Wahl zu regeln.

Klärchen (vorwurfsvoll): Glaubst Du denn, ich werde Euch ver- rathen? Hast Du so wenig Vertrauen zu Deiner Schwester?

Hugo: Nein, Klärchen, das nicht, aber es widerspricht unserem Reglement, und ich bin daran gebunden. Also es geht einfach nicht. Damit Du aber siehst, daß ich kein Mißtrauen gegen Dich hege und

fiets Zugeständnisse gemacht haben, ohne solche zu erlangen, entschließen uns, im Einverständnis mit dem Verband der Arbeiterligas und den demokratischen Gruppen, zu einem letzten Aufper:  
Wir treten zurück!

Wir wollen den Sieg des Merkantilismus, der von allen Volksfeinden der größte und furchtbarste ist, nicht erleichtern. Wir sehen in diesem Augenblick von unseren gerechtfertigten Beschwerden ab, um nur noch an die bedrohte Volkseinsparung zu denken, indem wir uns aber für die Zukunft unsere volle Unabhängigkeit und Aktionsfreiheit vorbehalten.

Die Wahl vom 19. Oktober muß eine vernichtende Niederlage für die Merkantile Partei und eine gewaltige Warnung an die Adresse des reaktionären Ministeriums sein.

„Sache der Arbeiter aber ist es, in unsere Reihen einzutreten, denn die Zukunft ist Deiner, die arbeiten und leiden!“  
Somit das Flugblatt.

Zu dem Beschlusse der Arbeitervereine trug wesentlich die Vermittlung des in Brüssel sehr populären radikalen Abgeordneten Janson bei. Auch Dr. Cesar de Paeppe hatte in einem Schreiben an die Arbeiter in diesem Sinne auf sie eingewirkt. Es heißt in demselben unter anderem:

„Wenn die Unabhängigen (so nennen sich nämlich die Merkantilen) fliegen, so werden wir die in erster Linie Gefolgsamen sein. Erstens, weil man trotz Alledem, was vorgefallen, nicht verschlehen wird, und den Triumph der Unabhängigen in die Schuhe zu schieben; man wird uns sogar, unserer Prinzipien Erklärung zum Trost, als Verbündete oder wenigstens unbewußte Helfer des Merkantilismus hinstellen. Dann, weil die Merkantilen, einmal freigekauft, ebenso wie sie da thun, wo sie bereits die Herrschaft sind, so auch in Brüssel auf die Volksschule schlagen werden. Nun, die Volksschule ist noch weit mehr unsere Sache als die der Liberalen. Ein unwissendes Volk läßt sich von jedem Ausbeuter und Unterdrücker an der Nase herumführen.“

„Nicht mehr, wenn die Merkantilen im Stadthaus regieren, dann adieu (auf lange) gewerblicher Unterricht, Handfertigkeitsunterricht in den Schulen, Zuweisung städtischer Arbeiten an Arbeitergesellschaften oder Unternehmern, die den Tarif der Arbeiterorganisationen akzeptieren, adieu Arbeitssätze und gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter, welche dieselbe zur Folge haben muß.“

„Anfangs der Wahlperiode und sogar noch vor einigen Tagen habe ich anders gesprochen, das weiß ich wohl; aber eine genauere Untersuchung hat mich über die möglichen Folgen unserer Kandidaturen nachdenken gemacht, und ich bitte Euch, gleichfalls noch einmal darüber nachzudenken. Wie Ihr Euch aber auch entscheidet, selbstverständlich bleibe ich der Eure. Ich gehöre zur sozialistischen Demokratie und betrachte mich als solidarisch mit allem, was sie thut, auch mit ihren Fehlern.“  
Dieser Brief schlug durch.

Wir machen uns nicht an, die belgischen Verhältnisse besser beurtheilen zu können, als unsere dortigen Genossen; wenn sich die Dinge in der That so verhalten, wie es hier dargestellt wird, so können wir ihnen Entschuldig nicht tadeln. Allerdings hat es sich so klar gezeigt, daß eine unvorsichtige Bevölkerung wohl zu Fußstapfen, aber nicht zu einer revolutionären Bewegung zu haben ist, als gerade in Belgien.

Uebrigens vertreten in Belgien die Ultramontanen das krassste Monarchiethum. „Freiheit der Schule“, d. h. Freiheit von der Schule, und Freiheit der Arbeit, d. h. Freiheit der Ausbeutung, das sind die Phrasen, mit denen sie die Massen zu ködern suchen!

— **Rußland.** In Odeffa ist der russische Sozialist L. Deutsch wegen Ermordung des Spions Goronowitsch zu 13 1/2 Jahren schwerer Zwangsarbeit in Sibirien, d. h. zu langem Tode, verurtheilt worden. In Deutsch verliert der russische Sozialismus einen höchst fähigen und aufopfernden Kämpfer. Er gehörte ursprünglich der Partei der Propagandisten an und war in den letzten Jahren ein eifriges Mitglied der Gruppe des Tschornoi Peredel.

Deutsch ist identisch mit dem Anfangs dieses Jahres in Freiburg im Baden verhafteten Pseudo-Bulggin. Auf Denunziation eines Kellners hin wurde er verhaftet, weil man verdorbene Schriften bei ihm vermutete; das bestätigte sich nicht, auf Veranlassung des Staatsanwalts von Berg wurde er jedoch so lange in Haft behalten, bis dieser seine Identität in Petersburg festgestellt hatte, worauf seine Auslieferung erfolgte.

In Petersburg behandelte man ihn ziemlich anständig; die Umstände, unter denen er sein „Verbrechen“ begangen, waren derart, daß seinen Charakter kein Vorwurf trifft. Zudem war er damals noch minderjährig. In Odeffa aber wurde Deutsch schon in der Untersuchungsphase einer solchen Behandlung ausgesetzt, daß er nur einen Wunsch hatte: sich Gift zu verschaffen, um seinem Leben schnell ein Ende zu machen.

Aber so gut sollte er es nicht haben. Sie werden ihn langsam hinhimmeln, wie so viele Tausende vor ihm.

Unsere volle Sympathie begleitet ihn.  
Am 23. Oktober fand in Petersburg wieder einmal eine Verurteilung en gros statt. 14 Personen, darunter 6 Offiziere, waren des Verbrechen angeklagt, die Verhältnisse in Rußland niederträchtig zu finden; die Offiziere sollen sogar die Absicht geäußert haben, im Falle einer Revolution auf Seiten des Volkes gegen seine Unterdrücker zu stehen. Dafür wurden dieselben zum Tode verurtheilt. Dergleichen die Frauen Vera Filippowa (Rigner) und Anna Wollenstein. Die sechs Anderen wurden zum langjährigen Tode im Zuchthaus verurtheilt. Wie es heißt, sind die Offiziere sofort aufgeknapft worden. Den Frauen gegenüber wird Väterchen möglicherweise eine Begnadigungs-Komodie auführen; die Todesstrafe in lebenslängliche Tortur abmildern.

In Vera Filippowa verliert das revolutionäre Rußland eine seiner hingebendsten und umsichtigsten Vorkämpferinnen. Sie ist noch eine der Wenigen aus jener heroischen Generation der Siebziger Jahre, welche der zarische Terrorismus bisher nicht außer Kampf zu legen vermochte. Immer mußte sie ihren Hälchern zu entfliehen, die Schoar von Geheimpolizisten, welche zu ihrer Ueberwachung abgelandt waren, von ihrer Spur abzulenken, bis endlich Verrath sie ihnen in die Hände spielte. Die Art, wie dieser Verrath ausgeübt wurde, wäre ein lehrreiches Kapitel für die Bereiter des politischen Verschwoerthums, wenn diese Leute überhaupt zu belehren wären.

Eine ganze Generation hoffnungsvoller Menschen hat der Czaren-despotismus ausgerottet, wann wird endlich ihn der Saraus gemacht werden?!

In der Nr. 41 des „Sozialdemokrat“ wird in einer Pfortheimer Korrespondenz Genosse Wankmüller als Renegat bezeichnet und ihm besonders der Vorwurf gemacht, daß er sich über die hohen, 700 M. betragenden Kosten des Rehmann-Denkmal's mißbilligend ausgesprochen habe.

Ein Beweis, wodurch Wankmüller, der ein alter Genosse ist, sich des Vorwurfs, ein „Renegat“ zu sein, schuldig gemacht habe, ist nicht erbracht worden und da ich Wankmüller genau kenne, so muß ich gegen diesen Vorwurf, den Schwersten, den man einem Genossen machen kann, Verwahrung einlegen. Wohl mag Wankmüller heute nicht mehr so thätig sein wie früher, da derselbe aber sieben Kinder hat und schwer für seine Existenz arbeiten muß, so sollte man einige Einsicht haben und nicht leichtfertig einen Vorwurf erheben, der Wankmüller ebenso wenig trifft wie den Schreiber jener Korrespondenz, denn Wankmüller hat nie auch nur einen Augenblick seine Gesinnung verleugnet.

Daß ferner Wankmüller sich über die 700 M. betragenden Kosten des Rehmann-Denkmal's mißbilligend ausgesprochen habe, kann ihm vernünftigerweise doch nicht als Verbrechen angerechnet werden, wenn das Denkmägen auch nicht angenehm sein mag, die mit unerkenntnißlichem Eifer für dieses Denkmal an einen braven, verdienstvollen, leider zu früh gestorbenen Genossen arbeiteten. Es kann Jemand ein ausgezeichneter Parteigenosse sein und doch glauben, daß 700 M. für ein Grabdenkmal eine etwas hohe Ausgabe ist, namentlich wenn die Hinterbliebenen dieses Gelehrten sich nicht der besten materiellen Verhältnisse erfreuen.

Es empfiehlt sich, daß die Genossen bei Meinungsverschiedenheiten etwas mehr Toleranz üben und nicht sofort Jeden für einen Verräther erklären, weil er manchmal etwas anders denkt als die zufällige Majorität.

Plauen-Dresden, den 14. Oktober 1884.  
A. Bebel.

## Korrespondenzen.

**Aus dem 19. sächsischen Wahlkreis, 18. Oktober.** Ein neues Mittel oder vielmehr eine neue Manier, um Verammnungen zu hinterziehen, hat der Bürgermeister von Lößnitz erdacht. Das Mittel ist zwar nicht sehr geistvoll, hat sich aber bewährt und wird nachgehakt werden. Also besagter Bürgermeister getraute sich nicht, die Verammnung, in der unter Kandidat Liebknecht am vorigen Dienstag sprechen sollte, auf Grund des Sozialistengesetzes zu verbieten, und er wollte auch nicht zu dem etwas ordinär gewordenen Mittel der direkten Lokalsperre greifen — unser Bürgermeister hat offenbar einen Anflug von Originalität — und so versiel er denn auf etwas noch nie Dagewesenes, eine Art indirekter Lokalsperre, anstatt der direkten. Dem Wirth des Schichhauses, der sein Lokal den Sozialdemokraten versprochen und dies gebührendermaßen der Polizei mitgetheilt hatte, wurde durch den Bürgermeister bedeutet, er — der Wirth — solle sein Lokal nur geben, am Morgen des Tags der Verammnung solle er aber dem Einberufer erklären, Liebknecht dürfe in seinem — des Wirths — Lokal nicht sprechen, jeder Andere: Bebel, Stolle, oder wer immer sonst, sei ihm recht. Und das geschah denn auch. Der Wirth ließ am Morgen des 14. den Einberufer kommen und sagte das Bürgermeisterliche Versum her. „Aber Liebknecht ist doch der Kandidat! Auf ihn kommt es doch gerade an,“ wurde ihm eingewandt. „Und was haben Sie denn Besonderes gegen ihn? Hat er Ihnen etwas zu Leide gethan?“ Der Wirth stotterte: „Rein!“ blieb aber bei seinem Versum. „Telegraphieren Sie doch an Herrn Bebel! Ich selbst wünsche, daß die Verammnung stattfinde. Nur Herr Liebknecht darf nicht sprechen!“ Und dabei blieb er, halbstarrig wie ein Maulwurf.

Ein anderer Referent war in der Eile nicht zu beschaffen, und so hatte man keine andere Wahl, als Abends der sehr zahlreichen Verammnung mitzutheilen, daß der anwesende Referent nicht sprechen dürfe und die Verammnung deshalb vertagt werden müsse.

Die Entrüstung war allgemein; das originale Mittel des Bürgermeisters wurde nicht mit Beifall aufgenommen, und wenn der Herr Bürgermeister die Klößen und Kommentare zu seinem Verhalten gebietet hätte, würde er sich überzeugt haben, daß er durch Vereitlung dieser Verammnung uns zehnmal mehr genügt hat, als die schünste und jüdenbische Rede uns hätte nützen können. Ober er hätte es auch nicht begriffen, denn der Bürgermeister ist „ein Herr von“, schreibt sich D. (Dietrich?) von Woydt; und hat das Pulver nicht erfunden, wenn er auch unbestrittener Erfinder einer neuen Methode zur Vereitlung sozialdemokratischer Verammnungen ist. Herr D. (Dietrich?) von Woydt hat nicht nur das Pulver nicht erfunden, sondern auch nicht einmal das sächsische Vereinsgesetz gelesen, denn sonst müßte er wissen, daß in Sachsen Verammnungen nur angemeldet werden, und es einer Erlaubniß seitens der Behörden nicht bedarf. Der originale D. (Dietrich?) von Woydt hat aber für die, so original von ihm vereitelt Verammnung einen „Erlaubnißschein“ ausgefertigt, der vielleicht gelegentlich zur Illustration der Gesetzeskenntniß sächsischer Bürgermeister im Landtag zu Dresden produziert werden wird.

Die Wähler von Lößnitz werden indeß schon vorher, am 28. Oktober, dem Herrn Bürgermeister eine kleine Lektion geben. Zunächst ist der unglückliche Wirth das Opfer. Die Genossen werden natürlich seinen Tropfen mehr bei ihm trinken, ihm keinen Penny mehr zuwenden; und ausschließlich von den Arbeitern lebe der Mann. Er ist ruinirt; und der Herr Bürgermeister D. (Dietrich?) von Woydt wird ihm nicht helfen. Er könnte uns leid thun, indeß Exemplar müssen fikturirt werden.

Die Wahlbewegung kommt bei uns immer mehr in Fluß. Liebknecht sprach dieser Tage vor zahlreich besuchten Verammnungen in Schneeburg und Oelsnitz, wo seit sechs Jahren keine Verammnungen abgehalten worden sind; und auch Genosse Demmler von Seyer hat mehrere wohlgelungene Verammnungen abgehalten. Die Segner sind enttäuscht, und der Dampfmann Ebert hat sich noch nicht hervorgewagt. Stelle, der neulich mit großem Erfolg in Lößnitz sprach, wird noch einmal auftreten, und auch Genosse Kaden aus Dresden hat uns mehrere Verammnungen zugefagt. Schlimm, daß Freund Seyer, der im benachbarten (Schopauer) Kreis landwirth, durch Krankheit arg gehemmt wird — er hatte ebenfalls seine Unterstützung versprochen. Nun — vielleicht ist es ihm noch möglich, sein Versprechen einzulösen. Der Sieg ist uns natürlich nicht verdrückt und besiegelt, allein das steht fest, der 19. Wahlkreis, der vor drei Jahren todt war, ist wieder lebendig geworden, und ich halte recht zu schreiben: Die Partei braucht sich seiner nicht mehr zu schämen.

**Bottdam, 10. Oktober.** Als Kandidat für den Reichstagswahlkreis Osthavelland haben wir Genosse W. Hasenclever aufgestellt. In Anbetracht des Kopenhagener Kongreßbeschlusses haben wir nur sehr ungern von der Auffassung eines andern Kandidaten Abstand genommen. Die Verhältnisse in unserem Kreise haben uns jedoch dazu gezwungen. Wir werden indeß noch Kräfte arbeiten, zu Ehren unserer Sache das Möglichste zu leisten.

## Nachruf.

Rontag, den 15. September, starb hier selbst nach langjährigem Leiden unser alter Freund und Berater

**Anton Wiskel.**

Wir verlieren in ihm einen thätigen Genossen. Er kämpfte schon 1848 in Burg bei Magdeburg, von wo er deshalb ausgewiesen wurde, treu und unermüdet für Freiheit und Recht und hielt bis zur letzten Stunde treu zur Sache.

Ehre seinem Andenken!  
Brandenburg, im Oktober 1884.

Die hiesigen Genossen.

## Quittung.

Durch den Landesausschuß der deutschen Sozialisten gingen für den Wahlsond ein:

Von Fr. L. Fr. 100.— Von einem Schweizer für die Vorkämpfer der sozialistischen Republik Deutschland 5.— S. — 15. Für 1 Broschüre — 10. Kranich Kapperswol — 50. Deutscher Verein Zürich 40.— Sam. aus Zürich 5.— Deutscher Verein Wevey 100.— Deutscher Verein Karau 22.—

Summa: Fr. 272 75.

Für den Landesausschuß:  
E. Bebel, Kassier.

## Briefkasten.

der Redaktion: E. J. in Brann; Gemüthsheil folgt in der nächsten Nr. — R. G. in Genf: Wir sind leider nicht in der Lage, Ihre Frage beantwortet zu können. Am besten ist es, Sie lassen beim Reichskanzleramt in Berlin, Abtheilung für Ansuchen, anfragen.

der Expedition: Fr. A. W.: Nr. 3 — Ab. 4. Du. erh. (Fehlendes mit Nr. 41 nachgel. — Newyork: Fr. 1530 — gesammelt von der „Volkszeitung“, pr. Wbd. bld. erh. — J. A. J. Schg.: Nr. 430 Ab. 4. Du. f. Cl. erh. — J. R. W. Paris: Fr. 44 70 s. Cto. Schft. gutgeb. — J. Hm. Paris: Fr. 167 75 Ab. 3. Du. erh. — Hans zum Trog: Nr. 5 — v. J. A. Schauselberg. und Arbeitern in London zum Wahlfonds bld. erh. — Dr. H. durch U. Kösch: Fr. 120 pr. Wbd. bld. erh. — Fr. 120 pr. Wbd. bld. erh. — 11. Oktober 13: Nr. 20 — pr. Wbd. bld. erh. Grüße alleseits! — J. Sch. Genf: Fr. 125 für Schft. erh. — Winterthur: Fr. 44 75 Ab. 3. Du. u. Schft. erh. Deegl. Fr. 6 10 gesammelt beim Abschied eines angehenden Schülers der Mittelschulbildungsanstalt bld. v. Wbd. jugew. — Hansdampf: Fr. 18 — Ab. 3. Du. erh. — L. Sch. D.: Nr. 150 f. Schft. erh. Ab. nach

Wunsch. — W. J. Wähl: Fr. 2 10 Ab. 4. Du. erh. — L. A. J.: Nr. 430 Ab. 4. Du. erh. — S. Rad. London: Fr. 125 — pr. W. u. M. i. L. à Cto. erh. — Kofler Hölzr.: Nr. 3 — Ab. 3. Du. und Nr. 6 — pr. Wbd. bld. erh. K. sandte nur 3. Genauerer Bericht betr. Nr. und Erb. wäre uns lieb. — Schwab. Hans: Nr. 860 Ab. 4. Du. erh. Nachfrg. fort. Wähl. nativ. — E. J. W.: Nr. 4 — f. Schft. erh. — Feuersländer: Nr. 50 — à Cto. erh. V. B. noch nicht fort. — Marat J.: Wfl. 170 Ab. 4. Du. erh. Einzelabonnement gefälligst erlaubt, der ganze Kummel ekelhafte Streberei. — P. L. Paris: Fr. 250 Ab. 4. Du. erh. — Wfl. Pluntern; Fr. 2 — Abon. 4. Du. erh. — Uten: Fr. 950 v. Wfl. Kr. Ber. pr. Wbd. bld. erh. — Abbl. W. larest: Fr. 12 — pr. Wbd. bld. erh. — Dr. Friz Tischler: Wfl. 25 — pr. Wbd. bld. erh. — Bern: Fr. 67 25 Ab. 3. Du. und Edg. D. x. erh. Erbitten pr. jdd. P. f. die Erklärung i. S. Sch. Hier Genaueres nicht aufzutreiben. — Peter in der Fremde: Nr. 6 — Abon. 3. u. 4. Du. und Nr. 4 — pr. Wfl. bld. erh. — W. R. Berl.: Nr. — 50 Rest erh. — J. R. B.: Nr. 1050 Abon. 4. Du. u. Schft. erh. — G. S. Karau: Fr. 420 Ab. Dtl. u. Schft. erh. — Alte Tannen: Nr. 12 — Ab. 3. und 4. Du. erh. Ab. geordnet. — L. Sch. Sch.: Nr. 6 — Abon. 3. und 4. Du. pr. Ga. erh. — Der alte Kofler: Nr. 42 — Ab. 3. Du. x. erh. Nr. 525 Berl. gutgeb. Dank für Wfl. — S. H. Dfl.: Nr. 430 Ab. 4. Du. erh. — Antwerpen: Fr. 11 25 Ab. 4. Du. u. Schft. u. Fr. 20 — v. b. Gen. pr. Wbd. bld. erh. — Bukarest: Fr. 80 — pr. Wfl. x. hier. Wfl. eingetr. — A. Dfl. London: Fr. 39 20 (Wfl. St. 1 11 6) pr. f. erh. Edg. fort. — A. der Schwarzer: Nr. 38 — à Cto. Wfl. 2. Du. u. Schft. erh. — E. L. Sp.: Nr. 430 Ab. 4. Du. erh. — J. S. St. Gallen: Fr. 8 — Ab. 3. u. 4. Du. erh. — St. Gallen: Fr. 9 — von den Mitgliedern der Schnebergewerkschaft pr. Wbd. bld. erh. — Rudolf Weistreu: Nr. 250 pr. Wbd. bld. erh. — Comm. A. B. London: Wfl. Stg. 1 — pr. Wfl. und Wfl. Stg. 5 — pr. Wfl. (und hierbei 9 Sch. gef. durch George in Wfl. Cabinetmaker Shop), in Summa Fr. 151 60 bld. erh. — W. Dfl. London: Fr. 190 80 lt. vorstehenden Spezialattn. eingetr. — R. R. Salzstadt: Nr. 7 — Ab. 4. Du. und Schft. erh. „Unsere Ziele“ längst hier vergriffen. — Feuerslöser: Nr. 90 — unter E. R. quittirt. Ab. x. nativ. — Thalweil: Fr. 250 v. E. Rfl. u. 2 Dfl. Gen. pr. Wbd. bld. erh. — W. W. B.: Nr. 470 Ab. 4. Du. u. Schft. erh. — St. W. 20/ erh. u. besorgt — G. Dors. Prige: (Doll. 120) Fr. 606 Ab. 4. Du. 84 und 1. Du. 85 mehr Schft. erh. Ab. geordn. — E. H. Jsg.: Fr. 1 — Ab. Rest erh. Blutroth: Nr. 110, 70 Bfg. u. 50 Bfg. pr. Wbd. bld. vervo. Föschung W's war nicht vorgeschrieben, Dautz spitter beabsichtigt. Weiteres der Red. anheimgeleckt. — Graxeffor: Fr. 110 f. Schft. erh. Rückständiges mitgelandt. — J. S. W.: Wfl. 3 — Ab. 2. Wfl. u. Schft. erh. — Paterson: Fr. 30 40 v. Adam Rüger (5 Doll.) und C. Woff (1 Doll.) pr. Wbd. bld. erh. Weiteres besorgt. — Remport: (Doll. 50 —) Fr. 253 15 v. Louis Lehms erh. Wofür? — Haag: Fr. 62 50 v. Dornel Nieuwenhuis im Namen einiger S. D. Freunde in Holland pr. Wbd. bld. erh. — Kopenhagen: Fr. 80 30 Ab. 3. Du. u. Schft. erh. Weiteres nach Wunsch. — R. R. Sereno: Fr. 10 — pr. „Prozesshand“ v. R. W. bld. erh. — Landesauschuß Zürich: Fr. 272 75 pr. Wfl. lt. Spezial-Quittung erh. — Liège: Fr. 17 — „pour le Carolo les XV.“ pr. Wbd. bld. erh.

## Quittung.

Von den Genossen aus Rumänien R. 40 — zur Wahl in Breslau erhalten zu haben, bescheinigen hiermit dankend

Die Breslauer.

Durch Unterzeichneter ist zu beziehen:

	Fr.	Cts.	Mk.	St.
A. Aaberg, Ferdinand Lassalle, Biographie	1	25	1	—
Bebel A., Die mohammedanisch-arabische Kulturperiode	1	25	1	—
Brandes Georg, Ferdinand Lassalle, ein literarisches Charakterbild	4	—	3	20
Conzett C., Rettung oder Ruin, Flugblatt zur Massenverbreitung	1	—	2	—
— Dasselbe, 100 Stück	1	—	—	80
— Nationale und internationale Arbeits- oder Fabrikgesetzgebung	—	10	—	10
Donal Dr. A., ABC des Wissens für die Dankenden	—	25	—	20
Die Verhandlungen des sächsischen Landtages vom 11. Januar 1884	—	30	—	25
Die Sozialdemokratie vor dem deutschen Reichstag. Erste Lesung des Sozialistengesetzes 1884. 2 Lieferungen	1	—	30	—
Das unterirdische Rußland. Porträts u. Skizzen aus der Wirklichkeit	3	—	2	50
Engels Fr., Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats	1	25	1	—
Fleisch Dr. K., Haftpflicht, Unfallversicherung und Normalarbeitstag	2	—	1	50
Frohme Karl, Die Entwicklung der Eigentumsverhältnisse.	5	—	4	—

## Expedition des „Sozialdemokrat“

und  
**Volksbuchhandlung Hottingen-Zürich.**

## Zentralniederlage sozialistischer Schriften in Amerika

(Zentrale der Volksbuchhandlung)

empfehlte sich den Genossen in den Vereinigten Staaten zum Bezug aller sozialistischen Literatur.

Es wird zu denselben Bedingungen geliefert wie von der Schweiz aus. Man schreibe für Kataloge an:

**A. Höhne, New-York, 184 William Street**  
care of „New-York Volkszeitung“

## Billige Schriften.

Der Unterzeichnete wünscht sein fast vollständiges Lager in sozialistischen Schriften in deutscher und englischer Sprache zum Züricher Kostenpreis zu verkaufen. Einzelne oder im Ganzen.

Personen oder Sektionen, welche darauf reflektieren, wollen sich wenden an  
[200] Herrmann Rißche, 548, 9. Ave, New-York City.

## Sozialistische Arbeiterpartei Amerika.

Sektion New-York.

Sitzung des Zentralkomitees jeden Dienstag Abends 8 Uhr in Lincoln Hall, 446 Allen und Houston Street.

Jeden Sonntag finden Verammnungen statt. Näheres siehe New-Yorker Volkszeitung.

**Zürich** Samstag, 25. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, im Rafe Regler:

## Oeffentliche Versammlung der deutschen Sozialisten.

Tagesordnung:

Das Verhalten der verschiedenen Parteien zur Sozialdemokratie im gegenwärtigen Wahlkampf.

Zahlreiches Erscheinen erwartet.  
Der Lokalausschuß.

Schwäbische Genossenschaftsbücherei Hottingen-Zürich.